

Bildpredigt in der Herforder St. Johanniskirche am 5. Juni 2021

zu

Jona 1,1–2,11

und

Jan Kromke: "Landschaft 50.20", 2013, Öl auf Leinwand, 50 x 65 cm

Ein stilles Bild des in Dresden lebenden Künstlers Jan Kromke habe ich Ihnen heute mitgebracht.



Es braucht Zeit, damit wir uns einsehen. Dann aber tut sich ein diffuser, weiter Raum auf. In bläulichen Farbtönen baut sich vom dunkleren Bereich am unteren Rand des Bildes bis zu den helleren Bereichen ein Farbverlauf auf. Schicht um Schicht hat Jan Kromke die dünne, lasierende Ölfarbe auf die Leinwand aufgetragen. Immer mehr wurde der Farbraum verdichtet, entstand die imaginäre Landschaft. Viele Schattierungen und Farbklänge sind hinzugekommen und verschaffen dem Bild eine vibrierende Lebendigkeit.

Keine Einzelheiten sind ausgemalt oder dargestellt. Alle Anklänge an Konkretes, an Bekanntes, an Identifizierbares fehlen. Auch der Titel "Landschaft 50.20" hilft uns nicht wirklich weiter, zumal bei Jan Kromke die Zahlen im Titel einem Ordnungssystem für seine Bilder entspringen und nichts über das Motiv aussagen. und eigentlich heißen (fast) alle Ölbilder bei ihm "Landschaft".

So schauen wir uns also in aller Ruhe Dieses Bild an. Wir versinken in dem lebendigen Farbraum und bleiben an den waagerechten Strukturen hängen.

In mir kommen bei dem Betrachten Erinnerungen hoch: Schon als Kind war ich fasziniert, wie sich die klare Sicht an der Nordsee plötzlich durch einen aufziehenden Dunst in einen diffusen Lichtraum verwandeln konnte, in dem keinerlei Strukturen des Horizontes, der Wellen oder gar der Schiffe zu sehen waren, aber die Weite sich ahnen ließ. Es blieb dann nur eine Schattierung in waagerechten Strukturen, ein Raum aus Licht im Dunst auf der stillen Meeresoberfläche. Die Weite wird unfassbar. Das Unendliche rückt zugleich heran und weit weg.

Inzwischen habe ich etliche Male so etwas erlebt: an Nord- und Ostsee, am See Genezareth, am Mittelmeer und beim Konfisegeln auf dem Ijsselmeer. Die Faszination ist geblieben und habe ich jedes Mal neu erlebt.

Als Jona den Auftrag bekam, nach Ninive zu gehen und dort Gottes Gericht zu verkündigen, will er nicht. Obwohl er schon als Prophet tätig gewesen war, wollte er diesen Auftrag nicht ausführen. Eigentlich verständlich, denn wer will schon - und dann noch als Ausländer -, einer starken Regierung ihren Untergang verkünden. Eigentlich wollte Jona, der in Gat Hetar in Galiläa tätig war, friedlich zuhause leben. Aber damit war es nun vorbei. Gott schickt ihn in den 1.200 km entfernten Stadtstaat Ninive.

Nur Jona will nicht. Und so rennt er nicht in die vorgesehene östliche Richtung, sondern in die entgegengesetzte nach Westen. Aus Galiläa herab rennt er zum circa 40 km entfernten Mittelmeer. Und ich stelle mir vor, wie er, als er von den Bergen aus zum ersten Mal frei Sicht auf das Mittelmeer hat, stehen geblieben ist und in die Ferne geschaut hat. Vielleicht sah es ja für ihn so aus, wie auf diesem Bild. Vielleicht sehen oder erahnen wir in dieser Arbeit, was Jona gesehen und empfunden hat.

Jona sieht über das Meer und sucht das Ende der Welt. Er sieht den Dunst und die spiegelnde Meeresoberfläche. Er nimmt den Farb- und Lichtraum wahr. Und seine ganze Sehnsucht treibt ihn in das, was er nicht sehen kann. Er will möglichst weit weg von seinem Auftrag und dem Auftraggeber. Er flieht vor Gott in den nebulösen Raum.

Und Gott lässt Jona ziehen. Jetzt noch. Und doch sucht Gott sich keinen anderen, dem er diese Ninive-Aufgabe überträgt, keinen anderen Israeliten, den er schicken kann, keinen anderen aus Ninive, der ja schon da wäre und sich auskennen würde. Hätte Gott das getan, wäre die Jona-Erzählung hier zu ende. Und wir könnten uns mit dem nun arbeitslosen Propheten einer abschließenden Natur- und Bildbetrachtung hingeben.

Jona rennt weiter. Jetzt an der Küste entlang nach Süden bis zum nächste Überseehafen, der in Jaffa ist. Die phönizischen Schiffe, die die alle damals bekannten Meere befahren, machen hier halt. Und Jona hat sich, um Gott und seinem Auftrag zu entfliehen, ein Ziel ausgesucht, das nach damaliger Überzeugung am Rande der Welt liegt. Nach Tarsis will er fliehen, das als Handelsstation an der atlantischen Südküste Spaniens sich befindet, also hinter der Meerenge von Gibraltar. Nach der damaligen Vorstellung war bald nach Gibraltar die Weltscheibe zu ende. Weiter weg konnte man nicht, konnte Jona nicht fliehen.

Er hofft wohl, Gott würde ihn da nicht finden oder, wenn doch, nicht mehr für den Ninive-Auftrag verwenden können, denn dann wäre er ja viel zu weit weg. Es würde zu lange, nach der damaligen Erfahrungen unter Umständen Jahre dauern, bis er in Ninive sein könnte.

Jona findet ein Schiff nach Tarsis. Er zahlt und geht an Bord. Sie legen ab und fahren hinaus auf das Mittelmeer. Wiederum lässt Gott Jona ziehen. Und doch sucht Gott sich auch jetzt keinen anderen, dem er diese Ninive-Aufgabe überträgt.

Jona ist auf dem Schiff auf dem Meer. Ich stelle ihn mir vor, wie er am Bug lehnt und auf die See hinausschaut. Er hört das regelmäßige Klatschen der ins Wasser eintauchenden Ruder mit ihrem beruhigenden Rhythmus. Er schaut nach vorne, denn Israel und den Auftrag Gottes weiß er hinter sich. Er schaut auf das Meer, in den Dunst. Er nimmt die spiegelnde Meeresoberfläche, nimmt den Farb- und Lichtraum wahr. Vielleicht sieht es ja für ihn so aus, wie auf diesem Bild. Vielleicht sehen oder erahnen wir in dieser Arbeit, was Jona gesehen und empfunden hat.

Dann geht Jona unter Deck und schläft erschöpft ein. Von dem aufziehenden Sturm und der heranahenden Katastrophe bekommt er nichts mit, bis er geweckt wird. Und da sieht das Meer so ganz anders aus als auf diesem Bild.

Alles haben die Schiffsleute probiert, um das Schiff und damit ihr aller Leben zu retten, aber es ist aussichtslos. Jeder fleht und schreit zu seinem Gott, aber keiner davon bewahrt sie. Da wird der Fahrgast Jona von Ihnen zur Rede gestellt. Und als dann noch das Los auf ihn fällt, dass er an dieser gefährlichen Situation Schuld sei, bekennt er ihnen seine Herkunft und seinen Glauben und, dass er vor Gottes Auftrag flieht. Er weiß, was er falsch gemacht hat und ist sich bewusst, dass Gott ihn jetzt nicht weiter ziehen lassen will. Und da nichts anderes hilft, will Jona seinen eigenen Untergang, damit das Schiff und die Besatzung nicht untergehen müssen. Die Schiffsleute werfen Jona in die tobende See, die daraufhin still wird.

Nun stelle ich mir vor, wie die Mannschaft an der Reling steht und auf das Meer hinaus blickt. Vielleicht suchen sie Jona, denn von dem Fisch, der ihn verschlungen hat, haben sie nichts mitbekommen. Sie schauen auf das Meer, in den Dunst. Sie nehmen die spiegelnde Meeresoberfläche, nehmen den Farb- und Lichtraum wahr. Vielleicht sieht es ja für sie so aus, wie auf diesem Bild. Viel-

leicht sehen oder errahnen wir in dieser Arbeit, was die Schiffsmannschaft gesehen und empfunden hat.

Jona aber saß in dem großen Fisch im Dunkeln und ohne Aussicht auf das Meer. Aber er lebt. Und er kommt zu sich und erkennt, was an seinem Weg falsch war. Er kennt vor allem, dass Gott ihn begleitet und gerettet hat und dass er vor Gott nirgendwohin fliehen konnte. Er wendet sich an Gott und betet. Tief unten im Meer, gefangen im Fisch, wo eigentlich doch Gott kaum, und nach der Vorstellung des Jona gar nicht erreichbar sein soll, betet er. Und es wird ein Dank- und Lobgesang. Es wird ein Lied, wie es sonst im Tempel gesungen wird.

Dies Gebet des Jona aus dieser unbeschreiblichen Ferne und Tiefe erreicht Gott genauso, wie die Gebete und Lieder, die im Tempel erklingen. Gott hört. Und Gott handelt. Er lässt den großen Fisch nach drei Tagen und drei Nächten Jona ans Land spucken.

Ich kann mir vorstellen, dass Jona Zeit braucht, um sich wieder zu berappeln und zu Kräften zu kommen. Bevor er sich dann aufmacht, um nach Ninive zu gehen und Gottes Auftrag zu erfüllen, steht er noch einmal am Strand und blickt zurück auf das Meer in den Dunst. Er nimmt die spiegelnde Meeresoberfläche, nimmt den Farb- und Lichtraum wahr. Die Sehnsucht, vor Gott in die Ferne zu fliehen, ist weg. Dafür empfindet er Dankbarkeit für Gottes Begleitung und Rettung. Vielleicht sucht er den einen Fisch, den von Gott gesandten Fisch, aber da war nur die stille See. Vielleicht sieht es ja für ihn so aus, wie auf diesem Bild.

Und wir? Wo und wann sind wir vor Gott weggelaufen? Wo und wann sind wir versunken? Und wo und wann wurden wir von Gott aus der Tiefe gerettet? Wo und wann blicken wir auf diese Tiefe zurück, wie Jona auf das Meer?

Immer wieder bin ich im lichten Dunst am Meer von dem diffusen Lichtraum, in dem keinerlei klare Formen zu sehen sind, aber sich die Weite ahnen lässt, beeindruckt. Das Unendliche rückt zugleich heran und weit weg.

Genau dies hat Jan Kromke, so sehe ich es, in diesem Bild gemalt. In bläulichen Farbtönen baut sich vom dunkleren Bereich am unteren Rand des Bildes bis zu den helleren Bereichen ein Farbverlauf auf. Schicht um Schicht hat er die dünne lasierende Ölfarbe auf die Leinwand aufgetragen. Immer mehr wurde der Farbraum verdichtet. Viele Schattierungen und Farbanklänge sind hinzugekommen und verschaffen dem Bild eine vibrierende Lebendigkeit.

"Du warfst mich in die Tiefe, mitten ins Meer, dass die Fluten mich umgaben. Alle deine Wogen und Wellen gingen über mich. Aber du hast mein Leben aus dem Verderben geführt, HERR, mein Gott!"

Johannes Beer